

AUS EILENDORFS SCHWERSTER ZEIT

Geschichtliche Erzählung von Heinrich M.C. Schiffers aus dem Jahre 1928

Man schrieb das Jahr des Heiles 1678! Es war für unseren Ort mehr ein Jahr des Unglückes und des Schreckens. Reisende Kaufleute und von der nahen Kaiserstadt zurückkehrende Fuhrleute und Bürger brachten schlimme Kunde mit. Die Franzosen hatten unter dem Marschall Luxemburg am 14. August 1678 den Prinzen von Oranien bei St. Denis geschlagen und bedrohten das Jülicher Land. Das arme Landvolk befiehl ein lähmender Schrecken - wer sollte ihm zu Hilfe eilen? Stehende Heere gab es nicht. Der zu Hilfe eilende Adel? Die Truppen der Städte erwiesen sich gegen die heranziehenden Soldaten als machtlos. Einen Augenblick stockte des stillen Dorfes Herzschlag. Auf sich selbst gestellt, konnte es auch von seinem angestammten Herrn, dem Abte Johann Theodor von Hoen-Cartils von Cornelimünster (1675 - 1686) keine militärische Hilfe erwarten. Die Ortseingesessenen kannten schon zur Genüge aus vergangenen Tagen die bedrückenden Plünderungen, Kontributionen und Leiden, die mit den Truppeneinzügen und Einquartierungen stets verbunden waren.

Die Herrschaft Eilendorf zählte zu jener Zeit ungefähr 1265 Einwohner, darunter ungefähr 223 Ehepaare, die alle einem Schultheißen unterstellt waren, welcher wiederum den Abt von Cornelimünster als obersten Herrn anerkannte. Die Einwohner des Dorfes Rödgen, (1905 in Rothe Erde - Forst aufgegangen und mit diesen Aachen einverleibt) zwar damals zu Eilendorf eingepfarrt, zur Jülich'schen Unterherrschaft gehörend (Schönforst), sind in die Einwohnerzahl

einbegriffen. Der Statthaltersitz befand sich im großen Bongard an der Aachener Stadtgrenze gegen Eilendorf hin. Zur Herrschaft Eilendorf gehörten die Dörfer Nirm (Nirhem von Nirheim), Broich (Bruch), der Weiler Kehr und Hamm bei Atsch. Die später zu Eilendorf gehörende Ortschaft Atsch war damals nur der.

Der damalige Pfarrer Wilhelm Finck, der von 1658 bis 1705 in Eilendorf segensreich wirkte, eilte auf diese Kunde zu seinem Herrn, dem Abte zu Cornelimünster und beratschlagte mit ihm rechtzeitig die zu treffenden Maßnahmen, die er seinen Pfarrkindern sofort weitergab. Die feindlichen Truppen und der damit vorausgeeilte Schrecken schienen dann während zweier Monate der Ruhe vergessen zu sein und das Volk wiegte sich in Sicherheit. Aber das Unglück schreitet schnell und unversehens.

Eben ging die vorhin noch leuchtende herbstliche Sonne im Westen unter und die alte Kaiserstadt Aachen und die Nirm Kalkberge überflutete ein purpurnes, herrliches Rot. Wie glänzende Schemen huschten die Strahlen der schwindenden Sonne, und wie Gold lag es auf der ehemaligen Klosterkirche St. Salvator, auf dem die Stadt Aachen und die Umgebung weithin beherrschenden Lousberge. über die Bergrücken zog der goldene Streifen und von den Höhen herab bis ins Tal über Wiesen und Felder, da, wo die Häuser und die Hütten der Menschen standen. Die Bergeshöhen mit ihren Kalksteinfelsen, welche Eilendorf überragen, deren Fuß der alte Haarbach bespült und in dessen Tal friedlich das uralte Nirhem (Nirm) liegt mit seiner damals noch bestehenden altersgrauen Antoniuskapelle, boten in den Nachmittagsstunden des 16. Oktober 1678 ein schönes Bild herbstlicher Pracht. Man sollte glauben, dieses schöne Fleckchen Erde sei ein Paradies des Friedens und des stillen Glücks, dessen harmonische, weitentrückte Schönheit nie zerstört werden könnte durch Szenen wüster Kriegsleidenschaft und roher

Gewalttat. Heute noch sind die Nirmen Bürger sich der Schönheit ihres Ortsteiles mit Recht bewußt. Langsam und herrlich kam das Dämmern des Abends, doch nicht, um den Bewohnern Eilendorfs Ruhe von des Tages Mühen und Lasten zu bringen, sondern um der Vorbote zu einem großen schauerlichen Trauerspiele zu sein.

Ganz plötzlich ertönt in die durch kein Geräusch gestörte Abendruhe das ungewöhnliche Läuten des Glöckleins der alten Antoniuskapelle im nahen Nirm. Der Abendwind trug den Schall fort; denn schon mit Windeseile durchläuft die Schreckensnachricht den Ort, von den über Weiden -Verlautenheide - Quinx gegen Nirm - Eilendorf anrückenden Kriegsscharen. Ein Verlautenheidener Bürger und Eisenschmied, namens Hubert Crantz, hatte die Nirmen von der drohenden Gefahr benachrichtigt. Lähmender Schrecken bemächtigte sich der Einwohner und es galt jetzt schnellstens zu handeln. Der Schultheiß begab sich in größter Eile zur Pastorat und besprach mit dem Pfarrer Finck die nunmehr zu treffenden Maßnahmen. Johannes Bousten, der Küster der Kirche, war ebenfalls schon eingetroffen und eilte von hier aus zum Gotteshaus, um, wie von alters her, bei besonderer Gefahr die Sturmglocke zu läuten. Die durch das ungewöhnliche Läuten aus dem weitverzweigten Orte eiligst herbeigeeilten Bewohner versammelten sich bei Johannes Kogel (an der Kirche), erfuhren dort die alle Gemüter jäh aufpeitschende schlimme Nachricht und überbrachten sie ihren Familien in fliegender Hast. Die Frau in der Küche sprang auf den eiligen Schritt ihres Mannes auf und das lärmende Spiel der Kinder, die in der behaglich erwärmten Stube sich tummelten, verstummte. Die alte Großmutter im Lehnstuhle faltete die welken Hände zu stummem Gebete zum Allmächtigen, um Schutz in den bevorstehenden Stunden. Vor ihrem geistigen Auge tauchten mit erschreckender Wirklichkeit die Bilder vergangener Durchzüge fremder Truppen, deren

Plünderungen, Mißhandlungen und Vergewaltigungen auf, deren sie sich und die Ihrigen unbeschützt ausgesetzt sah. Der Sohn, mit Fragen aller Art bestürmt, erzählte in kurzen, abgerissenen Sätzen die ihm an der Kirche bei Kogel gewordene Botschaft. Er hatte noch nicht damit geendet, da ertönte Hörnerschall und schon rasten Boten auf schweren Ackergäulen durch die Ortschaft. Sie hielten mitten auf der Straße und verkündeten allenthalben die bevorstehende Gefahr und mahnten zur rechtzeitigen Beiseiteschaffung der wichtigsten und wertvollsten Habe und des baren Geldes, aber auch zur Bereithaltung, zu schnellster Flucht. Die Reiter galoppierten weiter, um ihre traurige Botschaft mit lauter Stimme weiterzutragen und immer wieder zur Flucht zu mahnen. Die ehernen Sprecher vom alten Turme der Pfarrkirche klagten noch immer laut und erschauernd von der Gefahr und ein Schreien der geängstigten Frauen und Kinder erfüllte die Luft. Die Klagen über vergangene Leiden und Bedrückungen seitens der fremden Kriegsvölker wurden laut in den Volkshaufen, die in der Hauptdorfstraße (Steinstraße) hin und her fluteten. Die Alten wußten zu erzählen von schrecklichen Brandschatzungen, von unersätlichem Raub, von gräßlichem Mord und erbarmungslosen Entführungen der Frauen und Mädchen, überall sah man nur tieftraurige Gesichter.

Schon dunkelte es fast, als laut und ungestüm der schwere Klopfer der eisenbeschlagenen Eichentüre des Pfarrhauses erdröhnte, so daß Pfarrer Finck und seine beiden Mägde in Schrecken auffuhren. Eine barsche, befehlige Stimme begehrte Einlaß und rief, als das öffnen der Türe schon etwas zu lange dauerte mit Donnerstimme: "Heia! Monsieur le Cure! Ouvrez a l'instant!" Und das ungestüme Hämmern auf dem Klopfer hub von neuem an, gefolgt von gewaltigen Stößen gegen die feste Tür. Der Pfarrer gebot einer der Mägde die Türe zu öffnen. Sie gewährte nun einen berittenen, wettergebräunten

Krieger mit verwegen aussehendem Gefolge, das vor dem Pfarrhause auf der Straße hielt, deren ganzes Wesen von jahrelangem Kriegsleben erzählte. Der Führer, es war ein Offizier, verlangte den Pfarrer zu sprechen und als die Magd ihn nicht verstand, brüllte er in das Haus hinein, bis der Pfarrer selbst erschien. Er begrüßte den Pfarrer formvollendet. Dann verlangte er in einem Gemisch von Deutsch und Französisch Quartier für die mit dem Marschall Luxemburg anrückenden Truppen unter Bekanntgabe der Anzahl der Mannschaften und Pferde und der geforderten Menge. Dabei musterte er den Pfarrer mit einem Paar schwarzer, stechender Augen, die selbst das Undurchdringliche zu durchdringen schienen. Das Antlitz des Pfarrers erbleichte jäh, ob der gestellten hohen Forderungen für Menschen und Pferde. Allzu hoch schien ihm, als Kenner der Leistungsfähigkeit des Ortes, die Menge an Brot, Hafer und Vieh zu sein. Schon vor Beginn des dreißigjährigen Krieges war der Wohlstand Eilendorfs und des ganzen Cornelimünster'schen Landes auf lange Zeit vernichtet und überall herrschte das größte Elend. Der Priester hielt dem Offizier in höflichen, aber ernsten Worten die Unfähigkeit der Bürger vor Augen, das Verlangte zu beschaffen.

Mittlerweile war der Franzose aus dem Sattel gestiegen und trat in das Haus ein. Er, der das Ungestüm der hungernden, marodierenden Truppen zur Genüge kannte, gab den nur zu wahren Einreden des Pfarrers kein Gehör, drohte vielmehr im Nichteintreibungsfalle mit zwangsweiser Wegnahme, ja sogar, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, mit Brandschatzung der sich Widersetzenden und Bestrafung an Leib und Leben. Die Not war groß. Inbrünstig flüsterten die Lippen des Pfarrers das Wort des Psalms: "Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen". Glaubensfreudig setzte er hinzu: "Ja! Herr, Du wirst uns erretten und wir wollen Dich preisen".

Zwei glänzende, zitternde Tränen hingen an den Wimpern des würdigen Priesters. Er vermochte nicht zu schweigen ob der anmaßenden Forderungen; wollte er es doch als "pastor bonus" seiner ihm von Gott anvertrauten Gemeinde noch einmal auf gütlichem Wege wagen, die unerhörten Forderungen auf ein Mindestmaß herunterzudrücken. Die Erfüllung derselben erschien schier unmöglich und selbst bei Herbeischaffung nur der Hälfte der verlangten Lebensmittel würde dies den Wohlstand der Bürger auf lange Zeit völlig vernichtet haben.

Um die Franzosen milder zu stimmen, ließ er die Reiterschar draußen mit Wein bewirten; er selbst aber kredenzte mit zitternder Hand dem Offizier einen mit Wein gefüllten Pokal. Wieder und wieder flehte und bat er für seinen Ort. Da aber alles nichts half und er keinen Bürger zu Rate ziehen konnte, andererseits trotz guten Willkommens die drohenden Gebärden der Kriegsleute nichts Gutes ahnen ließen, kam ihm im letzten Augenblicke der Gedanke, nunmehr scheinbar auf alles einzugehen. Er versprach, seine Mitbürger zu der geforderten Hergabe zu bereden. Der plötzliche Umschwung in der Haltung des Pfarrers flößte dem Offizier jedoch Argwohn ein und er erging sich in den schrecklichsten Flüchen. Geradezu haarsträubend waren die gegen den Pfarrer geschleuderten Flüche, auch des durch seine Kriegszüge verhärteten und verwilderten Gefolges. Der Geistliche ließ sie austoben. Die ganze Auseinandersetzung dauerte ungefähr 5 Minuten, da der Offizier nach erfolgter Ortsbesichtigung wieder zurück zur Truppe mußte.

Schon glaubte Pfarrer Finck, der Offizier würde infolge des ihm gewordenen endgültigen Bescheides mit seiner Schar abziehen, als er sich hierin aber gründlich getäuscht sah. Zu seinem Entsetzen befahl der Franzose vieren seiner Begleitung, das Haus aufs schärfste zu bewachen und den Einzug der Truppen abzuwarten, die ja in ungefähr zwei

Stunden eintreffen konnten. Er selbst ritt mit dem Reste seines Gefolges im Galopp zurück, um dem Marschall Mitteilung von der Bereitwilligkeit der Eilendorfer zu machen, noch beim Wegreiten dem Priester zurufend, daß, wenn er hintergangen werden würde, er sich an ihm und den Bürgern rächen werde.

Hätten der Pfarrer und seine Berater gewußt, daß diese Drohung in die Tat umgesetzt worden wäre, sie hätten ihre nachher geschilderten Maßnahmen sicherlich noch einmal reichlich überlegt. Doch alles ist Vorsehung. Der mutige Priester ahnte nicht im Entferntesten eine so schlimme Entwicklung der Dinge, wie sie bald eintrat. Die befohlenen vier Wächter führten indessen ihre Pferde in den Stall des Pfarrhauses unter Beobachtung all der Vorsicht, wie ihnen für Feindesland insgeheim geraten worden war. Im Pfarrhaus angelangt, war der erste Gang nach Küche und Keller, nachdem sie alle Außentüren verschlossen hatten. Nur übersahen sie, die Türe zum Hofe und zu den Ställen zu verschließen, was sich zum Glücke für die Pfarrhausbewohner nachher für die Franzosen schwer rächen sollte. Jetzt wurde sich der Eisenhauben und allen Kriegsgerätes entledigt und der Pfarrer war nunmehr ein Gefangener und der Willkür der Soldaten überlassen. Der Wein floß in Strömen die durstigen Kehlen hinab und ein wüstes Zechgelage begann, wozu auch die beiden Mägde gegen ihren Willen herbeigezerrt wurden. Ein schallendes Gegröhle erscholl, als die sich sträubenden Mägde herangebracht wurden. Vergebens flehten sie, vergebens der Pfarrer, aber alles half nichts. Sie mußten sich in das Schicksal ergeben und sie weinten sich die Augen rot vor lauter Schrecken und Scham. Ihre Hilferufe lockten den Hund, der an dem alten Kamine in der Küche in behaglicher Wärme hingestreckt lag, herbei und der laut bellend auf die Bedränger eindrang. Da plötzlich flammte es auf. Ein Schuß streckte das treue Tier nieder und es wälzte sich in seinem

Blute sterbend am Boden; noch einige Zuckungen und es hatte seine Treue mit dem Tode besiegelt.

Mitten in diesem kaum begonnenen wüsten Treiben wurde leise an die Gangtüre zum Hofe gepocht, was einer der Mägde nicht entgangen war. Unter dem Vorwande, nach dem Mahle zu schauen, ging sie zur Hoftüre und frug in aller Stille nach dem Begehr des Einlaßsuchenden, wußte sie ja im voraus, daß von dieser Stelle her sich nur ein Freund nahen konnte und der war jetzt gerade dringend notwendig. Zu ihrer Freude entdeckte sie jetzt die unverriegelte Türe, öffnete und trat geräuschlos in den Hof hinaus, wo sich der Eilendorfer Schultheiß in Begleitung des Schöffen Heinrich Keusch zu erkennen gab. Sie führte zur Sicherheit beide in den Zehntstall. Hier erkundigten sie sich bei der schreckensbleichen Magd, nachdem ein kleines Licht angezündet worden war, ohne alle Umschweife nach dem Ergebnis der Unterredung des Pfarrers mit dem Offizier. Starr vor Schrecken erzählte das Mädchen ihre Erlebnisse der nicht geräuschlos stattgefundenen Unterredung, die sie jedoch nur mit halben Worten verstanden hatte und benachrichtigte sofort leise den Pfarrer. Letzterer begab sich heimlich auf den Hof, während die Magd wieder zum Zechgelage zurückkehren mußte, um keinen Verdacht zu erregen. Vorsichtig kam der Pfarrer in den Stall und erzählte den entsetzt Lauschenden seine Unterredung und seine und seiner Mägde schmachvolle Behandlung. Auch klärte er den von den Nachbarn vernommenen Schuß auf, worauf sich der Schultheiß wieder in das Dorf begab. Plötzlich durchzuckte den hochgewachsenen, breitschultrigen Schöffen der Gedanke, die zurückgebliebenen vier Franzosen so schnell als möglich zu überwältigen. Er machte dem Pfarrer sofort seinen Plan bekannt, der jedoch zur Vorsicht riet. Soeben schickte er sich an, einige beherzte Männer der Nachbarschaft herbeizurufen, als einer der Franzosen die Abwesenheit des

Pfarrers bemerkt hatte und nun auf den Hof hinaustrat, um Umschau nach ihm zu halten, da er die Hoftür offen fand. Eben erlöschte das Licht, doch der Franzose hatte es bemerkt und eilte auf den Ort zu. Hier fand er den Pfarrer und mit ihm einen Mann. Der Schöffe, einmal in die Enge getrieben, sprang wie ein Panther auf den ahnungslosen Soldaten zu, packte ihn an der Gurgel und hieb mit seinen Fäusten auf den Gegner erbarmungslos ein. Bald lag dieser am Boden; Fußtritte taten das Weitere und nur auf Bitten des Pfarrers Finck ließ der wütende Keusch von seinem Opfer ab.

Keusch benutzte dann die Gelegenheit, auf dem gleichen Wege, den er gekommen, durch den Garten über die Hecke an der Brückstraße ins Dorf zu gelangen. Schnellen Laufes eilte er zur nahen Kirche, um dort noch einige beherzte Männer zur sofortigen Hilfe zu entbieten, da Eile Not tat.

Inzwischen durchsuchte der schlimm verprügelte Krieger, als er sich von dem Schrecken erholt hatte, wutschnaubend und fluchend den Garten nach dem Täter, kehrte jedoch unverrichteter Sache wieder zurück und erzählte das Erlebnis seinen Kameraden, die dem Pfarrer dieses einzutränken schwuren, was auch auf der Stelle geschah. Er wurde zur Rede gestellt und als er beteuerte, dies nicht verschuldet zu haben, jagten sie den Priester und seine Mägde unter Mißhandlungen durch das Haus. Der Pfarrer wurde in ein Zimmer des ersten Stockwerks hofwärts eingesperrt und ihm bedeutet, daß er wie sein Hund niedergeschossen werde, wenn er das Zimmer verlasse. Die Unholde zerrten die Mägde wieder in das von ihnen bewohnte Zimmer im Erdgeschosse und das Gelage begann nunmehr ungestörter. Wer schildert die Angst der beiden Mägde, wenn die verglasten Augen begehend auf sie ruhten und wer beschreibt ihr Entsetzen, wenn den Armen Gewalt angetan wurde. Doch sollten sie sich ihrer

Rache und ihres Zechgelages nicht lange erfreuen und nicht ungestraft einen Gesalbten des Herrn mißhandelt haben.

Keusch war inzwischen an der Arbeit und der Einsatz begann. Glücklicherweise begegnete er schon sofort dem Gerichtsboten Johannes Panhaus, seines Zeichens ein Schneider und schilderte ihm die von dem Offizier verfügte Bewachung des Pfarrhauses sowie die Behandlung des Pfarrers und seiner Mägde. Im Nu waren beide an der Kirche. In ganz kurzer Zeit waren Heinrich Keusch und Johannes Panhaus am Pfarrhause mit den Dorfbewohnern Johannes Roß, Bartholomäus Kaussen, Peter Fischer, Heribert Meisen, Matthäus Herpers und dem Schöffen Nikolaus Bartz. Diesen schloß sich auf dem Wege noch ein aus Frankreich stammender Schuhmacher namens Franz Ambree an, der in Eilendorf durch die Heirat mit Sophia Herpers ansässig geworden war. In erregtem Gemütszustande schritten die beherzten Männer um das Pfarrhaus herum, traten durch eine Seitenpforte in den Garten und von hier in den Hof, während ein ohrenbetäubendes Singen und Gröhlen aus dem Innern des Hauses an ihr Ohr drang. Sie beschlossen, als der Pfarrer aus seinem Gefängnis des ersten Stockwerkes auf den Hof schaute und ihnen seine Freiheitsberaubung mitteilte, durch dieses Fenster einzusteigen. Hierzu mußte die auf dem Hofe hängende, für Brandgefahr aufbewahrte Leiter zu Hilfe genommen werden. Da plötzlich verstummte der Lärm. Sie glaubten sich schon entdeckt, als derselbe bald wieder von neuem anhub. Sofort begann der Einstieg in der Dunkelheit. Im Innern des Zimmers fanden sie die Zimmertüre zum Hausflur verriegelt und wie sich nachher herausstellte, auch verbarrikadiert.

Kurz entschlossen sprengte der beherzte Heribert Meisen die Türe mit einem solch gewaltigen Stoße, daß das ganze Haus erzitterte. Die im Erdgeschoß Zechenden vernahmen dies und horchten auf. Sie forschten nach der

Ursache des Lärms, eilten mit einem Gejohle, als ginge es zum Sturme die Treppe hinauf, wo sie auf sechs kräftige unerschrockene Männer stießen. Mit dem Rufe: "Zu den Waffen, Verrat!" fluteten die schon bezechten Kriegersleute zurück zum Erdgeschoße, um sich mit Waffen zu versehen. Der unmäßig genossene Alkohol hatte sie alle Vorsicht vergessen lassen, doch es war zu spät. Im Sturmwind waren die Eilendorfer ihnen auf dem Fuße nachgeeilt. Es entspann sich hier unten ein Kampf auf Leben und Tod, wobei die Wache mit ihren Waffen im Vorteil war. Da plötzlich krachte ein Schuß und Peter Fischer ließ den linken Arm mit einem Aufschrei sinken, denn er war getroffen. Im gleichen Augenblick erfaßte den Bartholomäus Kaussen eine Berserkerwut und noch ehe der Kriegermann weiter feuern konnte, traf ihn ein fürchterlicher Knüttelhieb des in seiner Wut gräßlich aussehenden Kaussen auf den Schädel, da der Schütze vergessen hatte, seine Eisenhaube aufzusetzen. Er brach sofort zusammen und starb einige Minuten später, da der Schädel glatt gespalten war. Keusch rief den Mägden in aller Eile zu, sich nach oben zu begeben, da es hier unten nichts für sie zu tun gäbe. Peter Fischer folgte ihnen und wurde dort mit alter Leinwand verbunden.

Der Kampf im Pfarrhaus tobte hin und her mit wechselseitigem Glück. Wenn auch die Kriegersleute nicht mehr zu entrinnen vermochten, so versuchten sie jedoch ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen und von neuem floß Blut auf beiden Seiten. Die Eilendorfer aber wurden immer rasender und sogar Peter Fischer griff ungeachtet der Schußwunde wieder in den Kampf mit ein. Nach längerer Zeit gelang es ihnen, einen nach dem anderen niederzustrecken und zu fesseln.

Wäre den Eilendorfern nicht die Wirkung des von den Kriegern in reichlichem Maße genossenen Weines zu Hilfe gekommen, die 4 kampfproben und gut bewaffneten Leute hätten die Oberhand behalten. Da lagen sie nun

gefesselt in ohnmächtiger Wut am Boden und schworen sich hoch und teuer in ihrer Sprache, den angetanen Verrat zu rächen. Ihr früherer Landsmann Ambree verwies ihnen in ihrer Muttersprache diese schändlichen Redensarten, doch um so lauter brüllten die Gesellen. Man knebelte sie hierauf und Matthäus Herpers rief nach getaner Arbeit mit fliegendem Atem: "Ihr Gezücht! Ihr sollt noch lange an Eilendorf zurückdenken".

Von den Männern wurde sofort mit dem Pfarrer Finck verabredet, durch schnellreitende Boten alle erreichbaren Dorfbewohner aufzufordern, ihre wertvollere und nützlichste Habe zu packen und mit den Frauen und Kindern und dem Vieh um 7 Uhr abends sich vor dem Panes in der Steinstraße (erbaut 1622) zu versammeln, da sich die Lage nunmehr derart geändert habe, daß sich die Flucht in den benachbarten Wäldern nicht mehr verhüten lasse, wenn die im Anmarsch befindlichen Truppen sie nicht an Leib und Leben strafen sollten. Die vielen Schlupfwinkel des damals sehr umfangreichen und dichten Waldes boten sichere Unterkunft. Die Wagenräder mußten nach ausdrücklichem Befehl des Schultheißen mit Stroh oder alten Lappen umwickelt werden, um jedes verräterische Geräusch zu vermeiden. Das Ziel sollte zum Schutz gegen Verrat geheimgehalten werden. Wie ein Lauffeuer gings durch den Ort. Bald sah man nur flüchtende Familien, alte und junge Leute mit Troß und Wagen auf der Dorfstraße. Es begann ein Rennen kreuz und quer und ein Rufen und Schreien erfüllte die Luft von lauter Klagen, trotzdem alles Geräusch vermieden werden sollte. Im Nu stand alles zum Abmarsch bereit. Pfarrer Finck selbst gedachte auf seinem Posten auszuharren, doch entschloß er sich auf dringendstes Bitten der Leute schließlich auch zur Flucht.

Zielbewußt hatte er bisher sein Leben und das Geschick seiner Pfarrgemeinde mit klarem Blick erfaßt. Nun aber trat eine neue Sorge auf den Pfad seines Lebens, mit der er

bisher nicht gerechnet hatte. Seine Gedanken verloren sich in nebelhafte Fernen, doch die Stunde erheischte sein Wollen um das Programm seines Lebens pflicht- und neigungsgemäß zu erfüllen. Er war eine hohe, ehrfurchtgebietende und vornehme Erscheinung, deren schwarze, schlichte Priesterkleidung die durchsichtige Blöße des geistvollen Gesichtes unter den bereits ergrauten Haaren noch mehr hervorhob; ein edles ausgereiftes Antlitz, auf dem der Wille zu den größten Opfern gegenüber seinen Pfarrkindern und die große Güte seines Herzens sich ausprägten.

Mit dem Küster Bousten eilte er zum Pfarrhause zurück und packte eiligst die kirchlichen Gefäße und die Kirchenbücher zusammen, während Quirin Herwartz einen Wagen aus dem Stalle des Pfarrhauses herbeischaffte und bespannte. Die beiden Mägde wurden auf die angesagte Stunde zum Panes bestellt und sollten auf dem Wagen des Küsters Platz nehmen. Der Pfarrer selbst ging darauf zur Kirche. An den Stufen des Altares, auf dem er so lange Jahre hindurch das hl. Opfer gefeiert hatte, kniete er nieder und empfahl sich und seine Gemeinde dem Schütze Gottes. Dann entnahm der hochwürdige Herr dem Tabernakel das allerheiligste Gut und bestieg damit den bereits an dem Kirchenportale seiner harrenden Wagen und fuhr zum Versammlungsorte am Panes. Mit Ehrfurcht begrüßt, bat er die Anwesenden in zu Herzen gehenden kurzen Worten, denn Eile tat sehr Not, niederzuknien und segnete sie im Vertrauen, daß Gott ihre Schritte nach seiner Vorsehung lenken möge, denselben Gott, den er unter den Falten seines Mantels in der Gestalt der hl. Eucharistie verborgen hielt.

Es war inzwischen dunkle Nacht geworden und dichter, feuchter Nebel deckte den Himmel und die Erde; 7.30 Uhr abends wurde der Abmarsch befohlen. Die Karren und Wagen der Wohlhabenderen, bepackt mit allen möglichen, eiligst herbeigeschafften Haus- und Arbeitsgeräten und

Lebensmitteln, darauf teilweise die vor Schrecken bleichen und vor Aufregung zitternden Frauen, Kinder und Greise, bewegten sich trotz der Schwerfälligkeit eines endlosen Zuges noch verhältnismäßig schnell weiter. Unzählige Leute schlossen sich auf dem zu passierenden Wege reisefertig zu Fuß oder mit Pferd und Wagen an, da die Führer zu hastigem Drängen mahnten. Nicht alle Ortsbewohner können hier aufgeführt werden, welche die schreckliche Zeit mitmachen mußten. Es kamen hinzu in der Steinstraße Wilhelm Rößler und seine Ehefrau Maria Bartz und ihre 3 Kinder; Eheleute Gerhard Bayer und Elisabeth Kropp mit einem Sohn; an der Linde Johannes Roß mit seiner Ehefrau Elisabeth und 4 Söhne sowie 2 Töchter; in der Meisengasse (jetzige Lindenstraße) Johannes Bayer; im Essig Eheleute Heinrich Roß und Mechtildis Frentz und 1 Sohn; in der Kull Matthias Bartz und Frau Anna Schönen mit 2 Söhnen und einer Tochter; am Grindel (Gringel) Eheleute Johannes Bayer und Beatrix Kaussen und 1 Tochter; im Broich (im Bruch) Matthias Kaussen sen. und seine Ehefrau Maria Kaussen sowie Katharina Bestgens; in der Broichsgasse Eheleute Heinrich Schönen und Johanna Keller mit einem Sohn und 2 Töchter und endlich im Freunderweg die Eheleute Johannes Keller und Elisabeth Kaussen mit einem Sohn und einer Tochter, welche sich teilweise verspätet hatten oder den Weg nicht nochmals zurücklegen wollten, weil der Zug doch an ihnen vorbeiziehen mußte. Diesem Beispiele folgten noch viele Eilendorfer, die hier nicht aufgeführt werden können, trotzdem die Namen bekannt sind. Ja, von allen Pfaden und Stegen, über Felder und Wiesen kamen die Nachzügler, gepackte Reiter und unter der Last des Gepäcks keuchende Fußgänger. Die Flüchtlinge liefen nicht verwirrt durcheinander, sondern jede Familie bildete eine besondere Gruppe, ohne sich mit den anderen zu vermengen. Es befanden sich fast in jedem Trupp eine weinende Frau und schreiende Kinder, die noch

nicht so recht begriffen hatten, was dies alles bedeute. Hier lehnte sich auf die Schulter der einen Frau ein hochbetagter Mann oder eine alte Mutter, dort trug eine andere einen Säugling an der Brust, um sein Weinen zu beenden. Wieder andere, die keinen Karren oder Wagen ihr Eigentum nannten, führten die schreienden und müden Kinder an der Hand. Es war ein trostloser Anblick. Ihnen folgten wieder die älteren Söhne, die unter der Last des Hausgerätes und des Bettwerkes gebückt wandern mußten. Die Flucht ging stumm und hastend durch den damals gleich am Bruch beginnenden Wald, vorüber an der alten Apolloniakapelle hinein in das dunkle Schattenreich kerzengerader Tannen und hellgrüner Lärchen, durch kühle Schluchten über Freund auf Cornelimünster zu. Frostig legte sich die feuchte, nebelige Luft auf die Brust der Flüchtenden. Der Wind schlug um und der Sturm kam, wild und schauerlich fuhr er von Norden her, peitschte den Nebel und mit dem Nebel kam ein heftiger eisiger Regen, der die armen Leute bis auf die Haut durchnäßte. Zuweilen tauchten Häuser mit ihren spitzen Giebeln an der Straße auf, dann aber verschwanden diese hinter den wallenden Nebel- und Regenschleiern.

Es war die höchste Zeit gewesen. Einmal, als sie kaum eine halbe Stunde Weges hinter sich hatten, war es ihnen, als seien Verfolger auf ihrer Spur. Bald jedoch hörten sie die Hufschläge sich in entgegengesetzter Richtung entfernen und alles atmete erleichtert auf. Und doch waren es Feinde gewesen, die auf ihren schnellen Pferden den Auftrag hatten, sie aufzuspüren; sie hatten sich jedoch in der herrschenden Dunkelheit und in Unkenntnis des Weges verirrt und kehrten alsbald ohne Ergebnis wieder heim.

Der Regen hatte aufgehört. Endlich tauchte es für die Flüchtenden wie ein Vision zwischen den gebliebenen Nebeln auf, weltfern für die armen geängstigten Leute wie ein Schattenbild. Es war Cornelimünster und alles atmete auf. Als der schier endlose Zug Cornelimünster passierte,

schickte Pfarrer Finck den angesehenen Christian Schervier zum Abte, dem Grundherrn, um ihm die ausgeführte Flucht zu melden. Die herzliche Teilnahme der Bürger von Cornelimünster, die ja selbst nicht wissen konnten, ob sie ebenfalls einen feindlichen Besuch zu erwarten hatten, hob den Mut der Eilendorfer sichtlich, denn immer wird des Menschen Geist durch edle Gefühle gehoben. Der Zug hastete jedoch inzwischen weiter. Hinter Cornelimünster holte Schervier, der gut beritten war, die Flüchtlinge wieder ein und es ging weiter bis zum frühen Morgen.

Erst in den dichten Wäldern hinter Walheim beschlossen die Eilendorfer, die sich willig der Führung des Pfarrers und der beiden tatkräftigen Schöffen Keusch und Bartz anvertrauten, Halt zu machen und fuhren ihre Wagen und Karren von der Straße in das schützende Dunkel des Waldes hinein. Die müden Leute pflegten nun in und unter den Karren und Wagen nach sehr aufregendem Tage der wohlverdienten Ruhe. Der Engel des Schlafes berührte mit seinen Schwingen sanft die müden Augenlider der schwer Drangsalirten und nur die als Wächter angestellten, der französischen Sprache kundigen Franz Ambree und Gerard des Venamont hielten treue Wacht. Die Nacht war durch die Ungewißheit und die Angst eine schreckliche und öfters fuhren diejenigen, die der Schlaf übermannt hatte, erschreckt auf. Leise und säuselnd strich nun der Wind, der sich inzwischen etwas gelegt hatte, wie ein Seufzer durch das Laub und das eintönige Rauschen und Rascheln der Blätter vermehrte noch die Angst dieser furchtbaren ersten Nacht unter freiem Himmel.

Die Nacht fand den betrübten Pfarrer fast ohne Ruhe, schon vor Tagesanbruch entstieg er dem Wagen und wanderte durch den Wald, nur die Wächter waren wach. Eine feierliche Stille herrschte im Gottesdom der Natur. Gedämpft brach sich das Tageslicht endlich durch das weitverzweigte Geäst der hohen, alten Waldriesen und ab

und zu klang ein halblauter Ton aus der Kehle eines früherwachten, nicht zum Süden gewanderten Vogels, in die unbewegte Morgenluft hinein. Der priesterliche Wanderer schien die Stimmung, die ihn heute am ersten Morgen nach der gemeinsamen Flucht vom heimatlichen Dorfe umfing, so recht tief zu empfinden. Wie in stummem Dankgebet richtete sich sein Blick zum Himmelszelt empor, das sich unter dem grünen Laubdach, unter dem er dahinschritt, in unermeßlicher Höhe wölbte. Er war sich plötzlich wieder mit ganzer Wucht seiner und seiner Anbefohlenen trostlosen Lage bewußt und ein tiefer Ernst prägte sich auf seiner Stirn ein.

Die Natur beschenkt ihre Kinder nicht so ungleich wie man denken sollte; denn in dem Menschen schlummern manche Eigenschaften und Talente, die zu wecken es nur eines Anstoßes bedarf, da dies meist an den äußeren Verhältnissen liegt, die dazu angetan sein müssen, solche schlummernden Fähigkeiten ans Licht zu ziehen und entsprechend zu fördern. Ja, Not macht erfinderisch. So auch bei den Eilendorfern in ihrer größten Not. Nach der Wiederkehr des Pfarrers zum Lager fand er die Leute meist schon auf den Beinen. Es begann jetzt unter der Leitung des Eilendorfer Bauhandwerkers Johannes Loup (seine Ehefrau war Katharina Heymich) der Bau von Erdhütten, welche als unterirdische Wohnungen sie so geschickt vor den Augen zu verstecken verstanden und ihnen von außen her den Anschein eines Stein- oder Erdhaufens gaben. Die Ängstlicheren unter ihnen gingen weiter in den Wald hinein, bauten sich an sumpfigen Stellen und im Schilf auf Pfählen eine Hütte, die ihnen zwar eine ungesunde, doch ebenfalls sichere Unterkunft und besseren Schutz vor den Angriffen der Wölfe bot, die damals noch vielfach in den Wäldern hausten.

Das Dorf war wegen der Kunde der fremden Einquartierung hoch erregt. Man besprach die

Angelegenheit nach vielen Seiten hin; einige Starrsinnige meinten, vor der Einquartierung fremder Kriegstruppen wäre ihnen nicht bange, schlugen deshalb alle gutgemeinten Ratschläge der älteren Bewohner in den Wind und ließen die Zeit zur allgemeinen Flucht nutzlos verstreichen. Als die ersten Truppen in Nirm ankamen, war der Zug der Flüchtlinge unter dem Schutze des Nebels und der Nacht mit einem weiten Vorsprung voraus, dem Ungewissen Schicksal entgegen. Die ersten Truppen, die einzogen, waren Berittene. Ein Trompeter voran. Er trug eine Rüstung, auf der Satteldecke war das Lilienwappen eingestickt, eine Eisenhaube, riesige Reiterstiefel mit handlangen Sporen, ein starkes Schwert, eine lange Pistole und eine Trompete, an der wieder ein Wappen auf kleinem, fransenbesetzten Tuch angebracht war.

Trara! Trara! Schauerlich schön schmetterten die Fanfaren durch das Dorf. Die Nirm Kalkberge gaben die Klänge in vielfachem Echo wieder. In der Schenke "eigene Könkel" in Nirm bei Hubert Heimich und Frau Margaretha machten sie Halt, stiegen ab, banden ihre Pferde fest und labten sich an Brot, Bier und Schnaps. Nicht lange währte es, als unter drohendem Schritt die Heeresmasse nach Nirm flutete. Teils durch die damalige "Hagelsgracht" (jetzt Kalkbergstraße) auf Quinx zu und die "Magerau" (jetzt Herrenbergstraße) strömten sie unaufhaltsam herein. Es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Von allen Seiten zogen die Kriegersleute herbei und im Ort selbst entfaltete sich ein buntes Treiben. Kein Willkommen wurde ihnen geboten und alles schien wie ausgestorben. Am damals weidumstandenen, mit fußhohem Schilf bewachsenen Sumpfe vor der Antoniuskapelle, staute sich die Heereswohle, noch ehe sie sich recht in Nirm entfaltet hatte.

Die Krieger, die auf weiteren Befehl warteten, ergossen sich in die Häuser der "Hagelsgracht", auch "eigene Hagel" genannt, beim Schöffen Lambert Roß und "im Honderloch"

bei Heinrich Bestgens und Frau Maria Francken, sowie Corneli Malus und fanden hier die Bewohner teilweise noch vor. Die Soldaten, alles wilde Gestalten, nahmen sofort alles Eßbare in Beschlag und die Bewohner sahen sich durch die Menge der Einlaßsuchenden plötzlich von allem entblößt. Die "Magerau" wies damals, wie auch heute noch, nur wenige Häuser auf. Auch in die hier gelegenen Wohnungen von Matthias Haussen, Bartholomäus Kaußen und Frau nebst Sohn Nikolaus und derjenigen von Jakob Bock drangen die Soldaten ein. Auf der Brücke in Nirm, bei den Eheleuten Matthias und Agnes Kaußen, "auf der Kehr" bei Hermann Rösseler und Thekla Keller, bei den Eheleuten Matthias Herpers und Frau Petronella, bei den Eheleuten Gerlach Keller und Maria Bremen und auf dem "Viehweg" in Nirm bei Johannes Keller, raubten sie alles, was sie erreichen konnten.

Die zurückgebliebenen Bewohner standen nun händeringend vor den Trümmern ihres Hausrates und verwünschten die Stunde, die sie hier zurückgehalten hatte. Aber es war zu spät. Wie manches Frauenherz mag vor den wilden Kriegern gezittert haben und wie steigerte sich dies auf's Höchste, wenn man den hilflosen Frauen die schändliche Gewalt antat.

Plötzlich kam Bewegung in die am Sumpfe wartenden Truppenreste, die teils auf dem Erdboden, teils auf den Hofmauern sich niedergelassen hatten. Eine breite Gasse öffnete sich und der gefürchtete Mann, der Marschall Luxemburg, ward sichtbar mit Gefolge hoch zu Roß, darunter auch der Offizier, der Pfarrer Finck die Botschaft von der Einquartierung gebracht hatte. Kurze Befehle erschollen. Hierauf nahmen sie ihren Weg über "die Bromel" zum Pfarrhause in der Brückstraße, um dort das bereitete Quartier zu beziehen.

Die inzwischen sich gesammelten Truppenmassen folgten nach. Wie erstaunte der Marschall und sein Gefolge

jedoch, als sich der Pfarrer nicht zum Empfang stellte und sie die verschlossene Tür vorfanden. Der Marschall hielt auf der Straße am Staßenshof (jetzt Hof von Woopen an der Schmiede, Severinstraße) als die Botschaft ihn erreichte, daß Pfarrer Finck mit den meisten Einwohnern und dem gesamten Vieh geflohen seien. Schier ungläubig nahm er die Kunde entgegen und sandte zu dem dem Pfarrhaus schräg gegenüber liegenden Hause, in dem der Küster Bousten wohnte, einen Boten. Als er auch dieses und das des Eilendorfer Schultheißen verschlossen und die Bewohner geflohen fand, ergrimmte er derart, daß er Befehl gab, in alle Häuser, die verschlossen vorgefunden wurden, gewaltsam einzudringen und den Leuten alles zu nehmen, was sie hinterlassen hätten. Nur zu gerne hörten die Kriegsgesellen diesen Befehl. In einigen Augenblicken war die eisenbeschlagene Tür zur Pfarrwohnung den Axtschlägen gewichen und lag zersplittert am Boden. Die einstürmenden Krieger, an der Spitze ein Offizier, durchsuchten und durchwühlten alles und zerstörten dasjenige, was sie ihren Zwecken nicht dienstbar machen konnten, nämlich das Mobiliar und die vorhandenen Bücher, darunter leider auch das versehentlich zurückgebliebene "Protocollum defunetorum et anniversariorum", jene unersetzlichen Zeugen der ehemaligen Verhältnisse vor 1667. Ein zu ebener Erde gelegenes Zimmer schien den Eindringenden trotzen zu wollen. Als sie nun von innen heraus leises Stöhnen vernahmen, erneuerten sie ihre Anstrengungen und fanden ihre Kameraden gefesselt, geknebelt und zum Teil verwundet, darunter ja sogar einen getöteten und das Zimmer mit großen Blutlachen bedeckt. Jetzt war ihnen alles klar. Hier lag Verrat vor, der gerächt werden mußte und mit Ingrimmbefreiung befreiten sie ihre gefesselten und geknebelten Kameraden.

In geringer Entfernung von der Pastorat und der Küsterwohnung am Staßenshof machte die Straße eine

plötzliche Wendung nach links, geradezu auf das größte Bauwerk Eilendorfs, dem alten abteilichen Brauhause, "dem Panes" zu. Der Marschall war hier angekommen und betrachtete, vor demselben stehend, prüfend das stattliche Gebäude, betrat dasselbe, um im Gerichtssaale des ersten Stockwerkes Wohnung zu nehmen. Er sah sich nur flüchtig in der niederen, aber sehr geräumigen Wirtsstube um, ohne den Brauer des Panes, dem Wirte Bartholomäus Messen, der nicht geflohen war, eines Blickes zu würdigen. Dann trat er hastig an eines der halberblindeten Fenster, öffnete es und nach dem Lager hindeutend, rief er einen kurzen Befehl, worauf eiligst 6 Mann nach den Waffen griffen und sich als Wache vor dem Panes aufstellten. Auf einem Wiesengrunde auf der anderen Seite der Straße zum "Betzelter" hin, hatte sich unterdessen der größte Teil der Mannschaften, erhaltenen Befehls zufolge, bequem gemacht; Zelte aufgeschlagen und mächtige Feuer angezündet, um welche die meisten von ihnen saßen oder lagen. Während einige Krieger sich mit Essen, Trinken oder Kochen beschäftigten, reinigten andere ihre Eisenhauben und Kürasse von Schmutz und Staub, so daß die rote Glut der Lagerfeuer sich mit blutigem Widerschein an den blanken Flächen gespenstig spiegelte. Wieder andere kamen und gingen durch die Zeltreihen, während von dem Ganzen ein surrendes Geräusch von lauten, welschen Sprachen, Gelächter und abgerissenen, rauhen Gesängen ausging, gleich dem Summen eines ungeheueren Bienenschwarmes. Als der Oberanführer nach erfolgter Ortsbesichtigung nunmehr Kunde von der Behandlung seiner Wache im Pfarrhause bekam und von allen Seiten die Meldungen sich häuften, daß die Bürger mit aller Habe geflohen seien, gab er den Truppen das Dorf zur Plünderung frei; das Dorf, das ihn nach seiner Meinung so schändlich hintergangen hatte. Er glaubte für sich und seine Truppen ein gutes Quartier zu finden und sah sich hierin gründlich getäuscht.

Der inzwischen befohlene Offizier, welcher die Quartiere gemacht hatte, mußte die bittersten Vorwürfe hören. Der Marschall ordnete an, sofort reitende Boten abzusenden, um die Flüchtlinge einzuholen, damit sie der wohlverdienten Strafe nicht entgingen. Nach einiger Zeit kamen jedoch die Reiter mit abgehetzten Pferden unverrichteter Sache zurück, da nirgends eine Spur zu finden war, ja die Flüchtigen waren so vollständig verschwunden, als habe sie der Erdboden verschlungen. Der Wirt des Panes war der Wut der Soldaten in erster Linie ausgesetzt und wurde unter Mißhandlungen gezwungen, alles was er an Bier, Schnaps und Getreide besaß, herauszugeben; selbst die Vorräte des Zehntstalles im Panes (jetzt Jugendheim) büßte der Abt von Cornelimünster ein. Das Gesicht des Wirtes, rund und feist, mochte zu anderen Zeiten eine glänzende Röte zeigen, nicht unähnlich einer glühenden Kohle. Die Gegenwart der Soldaten hatte es aber dermaßen gebleicht, als wäre die Kohle in helle Asche verwandelt.

Direkt am Panes wohnten damals Matthias Herpers und seine Ehefrau Agnes Bartz, die es auch vorgezogen hatten, mit ihren 3 unmündigen Söhnen und 2 Töchtern nicht zu fliehen. Einer dieser Knaben, der nach Kinderart dem Treiben der Soldaten zusah, wurde aufgegriffen und von den wüsten Gesellen vor die Pferde geworfen und buchstäblich zu Tode zerstampft. Der markerschütternde Schrei des Knaben rief den Vater herbei und als dieser außer sich wie wütend um sich schlug, erhielt er einen Schuß ins Bein, der ihn zu Boden streckte. Die Soldaten, hierdurch noch aufgebrachter, stürzten sich über ihn und banden ihn an das vor dem Panes, damals auf freiem Platz stehende Kennzeichen der abteilichen Rechtspflege, den Schandpfahl, eine steinerne Säule mit einem an der Kette hängenden eisernen Halsband, und schlugen trotz seiner Verwundung unbarmherzig auf ihn ein. Der Schandpfahl befindet sich heute noch an der linken Seite (vom Beschauer aus gesehen)

des Wopen'schen Wohnhauses im Panes. Händeringend flehte die inzwischen herbeigeeilte Ehefrau Agnes Herpers für ihren Mann, doch auch sie wurde mißhandelt, da die Leute zu sehr aufgebracht waren. Herpers hing blutend und bewußtlos am Schandpfahl. Schließlich gelang es Knechten des Meessen, ihn zu befreien und in seine Wohnung zu bringen, wo er an den erhaltenen Verletzungen nach einigen Tagen starb.

Der zurückgebliebenen Einwohner bemächtigte sich ob dieser Greuelthaten ein grenzenloser Schrecken und sie suchten auf die Weise den wilden Scharen zu entfliehen. Wenn es manchen gelang zu entkommen, so retteten diese doch nur das nackte Leben. Es war damals eben eine Zeit brutalster Kriegsführung. Man nahm den als Flüchtling angetroffenen im besten Falle alles ab, was sie in der Eile zusammengerafft hatten und mit sich führten. Bei einer solchen Razzia trafen sie auch den Cornelius Loup und seine Ehefrau Johanna Herwartz, welche mit ihren 2 Söhnen und 2 Töchtern soeben Eilendorf in der Richtung Stolberg fluchtartig verlassen hatten. Loup, der nur auf sich selbst gestellt war, da seine Söhne noch Kinder waren, gab sich beim Anblick der Wegelagerer nicht verloren und nahm den ungleichen Kampf mit ihnen auf. Im Verlauf des Kampfes wurde ihm der rechte Unterarm abgehackt. Die Franzosen ließen von ihm ab und er brach des Blutverlustes wegen zusammen. Seine Frau verband ihn notdürftig mit von ihrer Kleidung abgerissenen Tuchstreifen unter dem lauten Schreien der Kinder. Loup selbst schleppte sich mit dieser gräßlichen Wunde noch bis zur Hamm, wo ihm dieselbe im Hause der Eheleute Gerhard Bayer und Maria Thelen mit einem glühend gemachten Eisen zugebrannt wurde, damit er sich nicht verblute. Diese für die heutige Zeit entsetzliche Art der Stillung des Blutes großer Wunden oder deren Schließung war damals gebräuchlich.

Inzwischen ging das Leben in Eilendorf seinen Weg. Die Lagerfeuer flammten auf und in den Straßen herrschte bis in die späte Nacht hinein buntes, aber wildes Leben. Besonders im Panes selbst ging es trotz Anwesenheit des Marschalls aus und ein, denn das in den Kellerräumen aufgestapelte Bier übte seine Anziehungskraft in bekannter Weise aus. Die Schankstube war gedrängt besetzt. Eine große Lampe von Ton beleuchtete die gebräunten Gesichter der Krieger und kräuselnd stieg ihr Qualm zum alten Balkenwerk der Decke empor. Plötzlich geht eine Bewegung durch die draußen stehenden und liegenden Truppen. Unter Gejohle brachte man ein schreckensbleiches Mädchen mit aufgelösten Haaren von Nirm herein, das Streifpatrouillen in einer Höhle auf dem Quinx "im Knouwelsböschge" aufgespürt hatten. Das arme Mädchen. Wie mag es ihm ergangen sein? Die Geschichte sagt nichts darüber; doch wird sie wohl die Schrecken der Hölle bei diesen wilden Menschen durchkostet haben. (Die genannte Höhle war dieselbe, in der hundert Jahre später die "Tattere" gehaust hatte, deren Nachkommen heute noch in Eilendorf leben). Endlich war Ruhe im Dorf. Nur der eintönige Schritt der Wachen vor dem Panes war vernehmbar, während das Lagerleben in den Häusern und dem Panes seinen gewohnten Gang ging. Der Sturm sauste um die Steinkanten des Panes, heulte in schauerlichen Melodien durch Baum und Strauch und peitschte ganze Wassermassen gegen die Fensterscheiben.

In den ersten beiden Wochen hatten die Franzosen Nahrungsmittel zur Genüge an den vorgefundenen Mengen, doch als hierin Mangel eintrat, fuhren sie unter starker Begleitung auf die benachbarten Höfe, um dort überall mit Gewalt zu requirieren. Der Schrecken ging ihnen voraus. So statteten sie dem Hofe die "unterste rothe erd", auf welchem die Eheleute Wilhelm Zimmermann und Agnes Jennes saßen, einen erfolgreichen Besuch ab, der für die Leute dem

Ruin fast gleichkam. Sodann ging's zum "Bongard" beim Schöffen und Statthalter von Schönforst, Johann Lennartz und Mechtildis Chorus; ferner zum Haarhof, bei Heinrich Huppertz und Frau Anna. Letztere mußten Kriegslieferungen machen an Getreide und Schafen. Als man schließlich nach verschiedenen Besuchen glaubte, Huppertz hätte noch Getreide geheimgehalten, mißhandelte man ihn und suchte ihn dadurch zur Herausgabe zu zwingen, indem man mit Erschießen drohte. Es gelang ihm aber, mit seiner Frau und seiner unmündigen Tochter, die 9 Jahre alt war, zu fliehen. Dem Neuenhof, auf dem damals Edmund Winkels wohnte, erging es nicht besser. Ebenso dem Hof "zur Weid", auf dem der edle Herr Johann Bertram von Olmüssen, genannt Mülstroe und Frau Anna Christine von Creickenbeck saßen. Desgleichen erging es dem Dorfe Rödgen (jetziger Westteil Rothe Erde). Hier haben die Eheleute Jakob Clermont und Maria Lennartz, Martin Hammers und Sophie Rößler, Johann Köhler und Maria Chorus, Johann Voessen und Sophie Chorus, Cornelius Herwartz und Maria Herwartz die Kriegsdrangsale schwer empfunden. Auf der "großen Hüls", auf der damals Gerhard Wapen (jetzt Woopen geschrieben) und Frau Agnes saßen, trieben die Franzosen ihre Forderungen an Lebens-, Futter- und Genußmittel ein.

Nach etlicher Zeit mangelte es den Franzosen an Brennholz, denn der strenge Winter hatte seinen Einzug gehalten. Viele Schuppen, Zäune und Möbelstücke waren schon dem Feuer überantwortet worden, als 2 Soldaten mit einer Kirchenbank herangeschleppt kamen und sich daran machten, sie mit ihren Beilen zu zerschlagen. Dieses Beispiel zog bei den rauhen Gesellen. Bald war nichts mehr in der Kirche. Als nun in der Steinstraße eines der strohbedeckten Häuser in Flammen aufging und bald nachher andere folgten, zogen die Vandalen aus Mangel an Wohnungen, den heiligen Ort vergessend, in die Kirche,

dort ihre Lagerstätte aufschlagend. In der Kirche erwachte ihre Beutelust noch mehr. Sie erstiegen den Altar und vergriffen sich am Tabernakel, das sie gewaltsam erbrachen. Als sie aber zu ihrem Ärger gewahrten, daß dasselbe nichts barg, war ihre Wut entfesselt. Sie zerstörten hierauf alles, was in der Kirche war und gingen dann auf den Kirchhof und kühlten sich an den Grabdenkmälern ihre Wut. Wieviele Werte sind hier sinnlos vernichtet und wieviele Arbeit als Frucht jahrelangen Fleißes und der Sparsamkeit der Bürger zerstört worden. Als nun das Dorf und die Umgegend vollends ausgeplündert worden waren, wollten die Franzosen den Ort ihres Verweilens verlassen, jedoch nicht, ohne sich an dem schaurig schönen Schauspiel eines Dorfbrandes ergötzt zu haben, "als ihre Rache". Beim Wegzuge ließen sie das Panes, das ihnen eine willkommene Zufluchtsstätte gewesen war, unangetastet. Es steht heute noch als lebendiger Zeuge jener Schreckenszeit von 1678 da. überall aber sah man am Abend von Aachen und Stolberg aus einen vom Brande geröteten Horizont und im Dorfe selbst nur rauchende Trümmer.

Wenden wir unser Augenmerk jetzt wieder den Flüchtlingen zu. Sie hatten in der ersten Zeit ihres Waldaufenthaltes noch genügend Mehl- und Getreidevorräte, dessen Rest jedoch nach 4 Wochen infolge der ungenügenden Bedeckung vor Nässe, stickig und unbrauchbar wurde. Jetzt war guter Rat teuer und es galt nunmehr den so notwendigen Lebensunterhalt zu suchen. Einen Besuch auf die umliegenden Dörfer wagten sie nicht, aus Furcht vor Entdeckung und so ernährten sie sich von Rebhühnern, Hasen, Kaninchen, welche in Schlingen und Rehen, die in Gruben gefangen wurden, sowie von den ausgegrabenen Wurzeln und gesammelten Bucheckern und das Vieh von Waldgras und Eicheln. Die Sonne, die den Verlassenen noch bis jetzt über Tag erwärmend geschienen hatte, hat nach allem Anschein, sich auf längere Zeit

verabschiedet. Ein kalter Wind fährt auf einmal schneidend durch den Wald, über Heide und Sumpf und treibt dunkelgraue Schneewolken vor sich her. Der Wind wird zum Sturm und wer im Freien ging, mußte sich an den Baumstämmen festhalten, um nicht von der Gewalt des Sturmes umgerissen zu werden. Der Sturm heulte durch den Wald, schrillte und winselte um die Erdhütten, ächzte und klagte und die Gesichter der Leute werden noch um einen Schatten ernster und bleicher. Zwischen dem tiefbewölkten Horizont und den eintönigen braungelben Flächen liegt die schwermutsvolle Dämmerung des nahenden Winters. Dann wird der Sturm still. Die Wolken senken sich allmählich in weißen Flocken auf die Erde. Der erste Schnee war gekommen. Der Himmel hüllte sich, weil der Winter seine rauhe Herrschaft angetreten hatte, in ein schwefliges Gelb. Eine fast unheimliche Stille war in der Luft. Dann deckte das weiße Winterkleid die herbstgepflügten Felder der Nachbarschaft, die feuchte Schneekälte kam, kroch in die Erdhöhlen und ließ einen frieren bis auf die Knochen. Durch den fußhohen Schnee stieg die Not riesenhaft und brachte die Leute der Verzweiflung sehr nahe. Hier war es wieder der gute Pfarrer Finck, der tröstend zu ihnen trat und sie aufrichtete, trotzdem sie manchen Tag absolut nichts zu essen hatten.

Unter diesen trostlosen Zuständen und in diesem Elend wurden einige Kinder im Walde geboren und getauft und manche Frau, die sich als Mutter fühlte, sah diesem Tag mit Schrecken entgegen. Die damalige Hebamme Margareta Hemich (Heymich) hatte die größte Sorge um die jungen Mütter und die kleinen Neugeborenen und auch manches größere Kind starb infolge der Entbehrungen und der Kälte des harten Waldwinters. Welchen Anblick boten die anderen Frauen und Kinder? Aus ihren harten Gesichtszügen und ihrem verwilderten Aussehen war zu erkennen, daß sie reichlich soviel gelitten hatten wie ihre Männer. Für die

kleinen Kinder bedeutete diese entsetzliche Zeit in den meisten Fällen der Tod, denn die Jugend kann nicht so mutig entbehren und aushalten, wie das zähe Mannesalter. Der Jammer war allenthalben unbeschreiblich. Mehr als 4 schwere lange Wochen von Glück und Unglück, Leben und Tod, wetterleuchteten noch einmal.

Der Wintersturm, der eisige Nordost, fegte schneidend durch den Wald und die öden Flächen, er warf Bäume nieder, die den Herbststürmen getrotzt hatten. Das ist die Handschrift Gottes, sagte Pfarrer Finck, als die Leute entsetzt in ihre Hütten und Höhlen flohen. Dabei herrschte eine graue tiefe Dämmerung und Todeseinsamkeit.

Auch nunmehr ließ der Pfarrer die Vorsicht nicht außer Acht und stellte immer noch Wachen aus, die sich gegenseitig abwechseln mußten, um vor Überfall geschützt zu sein. Manchmal wagte er sich ganz allein etwas mehr hinaus, um Ausschau zu halten, ging aber wieder betrübten Mutes zu Fuß zurück zu dem Kiefernwald, wenn er keinen Anlaß zur Hoffnung und baldigen Befreiung fand. Von oben sank das weißgraue Dämmern des Waldes und des frühen Abends auf die Welt, als er nach einem neuen Gange wieder dem Lager zuschritt. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, um ihn her die schwermutsvolle Schönheit des winterlichen Waldes. Bisweilen wurden unter dem Schutze der Dunkelheit heimliche Boten zu Erkundigungen und Lebensmittelbeschaffung ausgesandt. Diese kehrten aber wieder um, wenn sie noch von der Anwesenheit des Feindes hörten, da der Schrecken der geplagten, schutzlosen Landbevölkerung vor diesen groß war.

Man schrieb den 20. November 1678, als ein Mann namens Cornelius Loup zu ihnen kam mit einer Hand. Die andere war den Marodeuren auf seiner Flucht bei Verteidigung seiner Habe vor Eilendorf zum Opfer gefallen. Nach Erzählung aller Neuigkeiten, Verwüstungen und Drangsalen in der Gemeinde selbst, brachte er aber auch

eine gute Nachricht. Es war diejenige des Abzuges der Franzosen aus der Gegend mit der Richtung auf Eschweiler, wo sie ebenfalls ein Schreckensregiment ausübten und sogar die Kirche einäscherten. Es wurde wieder still in den Wäldern und auf den Straßen; aber diese Stille war nicht mehr die dumpfe Ruhe des Todes, die so lange über der armen Bevölkerung geschwebt hatte, es war ein feierliches Schweigen, wie es im Menschen- und Völkerleben so oft tiefbedeutsamen Augenblicken zu folgen pflegt. Die Leute ahnten noch nicht die Verwüstungen, die von der feindlichen Soldateska hinterlassen worden waren, ahnten noch nicht, daß sie manchen Verwandten und Nachbarn als tot beweinen mußten.

Nach Empfang dieser frohen Meldung entbot Pfarrer Finck die Männer unter dem von der Schneelast ächzenden Waldesdom zu sich und machte ihnen die Freudensbotschaft bekannt. Zuerst in tiefem Schweigen, dann aber mit unendlichem Jubel wurde die Botschaft begrüßt, besonders aber von den Kindern. Nun schien die Not mit einem Male ihr Ende erreicht zu haben. Die armen gequälten Leute! Aus einer Not errettet, erwartet sie daheim eine andere, weit größere. Die Vorsehung hatte es trotzdem wieder gut mit ihnen gemeint, denn die Rettung erschien in der wirklich allergrößten Not. Der Augenblick dieser Versammlung war für die Leute unvergeßlich und manche Träne glänzte frohbewegt in den Augen, die sonst hart erschienen waren. Wie auf ein Geheiß fielen die in Leid und in der Sorge gereiften Männer unwillkürlich auf die Knie in den hohen Schnee. Pfarrer Finck war tief ergriffen, folgte diesem Beispiele und die von ihm inbrünstig vorgesagten Dankgebete fanden andächtige Nachbeter. Wie flehentlich klang die schlichte Bitte im Vaterunser: "Unser tägliches Brot gib uns heute". Das Brot fehlte ihnen jetzt schon über eine lange Woche. Wie eine Erlösung aus schwerer Kerkerhaft dünkte

es den Jüngeren, die solch schwere Zeit noch nicht erlebt hatten.

Was gibt's? fragten die Neugierigen unter den Frauen ängstlich die Männer. Wieder etwas Schreckliches? Bald jedoch erhellten sich die in Not und Elend hartgewordenen Gesichtszüge und die Verbannten waren mächtig ergriffen, ob der Wegnahme dieser schon so lange währenden Drangsal.

Endlich brach der Tag der Rückkehr an; es war der 23. November 1678. In großen Flocken fiel der Schnee. Die Luft aber war verhältnismäßig warm. Die erweichte Erde nahm ihn auf und verwischte die Spur des wirbelnden Gestöbers, sobald er sie berührte. Um und über der Landschaft lag ein Dunstkreis grauen Nebels. Kein Sonnenstrahl durchdrang die feuchte, dunkle Mauer, die Erde und Himmel trennte. Trotzdem leuchtete es in den Mienen der geprüften Leute wie Sonnenschein, denn es galt der Rückkehr in die über alles geliebte Heimat. Da gab's ein Klopfen und Packen. Es zeigte sich aber auch, daß der Viehbestand merklich zurückgegangen war. Viele Pferde waren infolge der schlechten Pflege durch Krankheit eingegangen, so daß manche Kuh den Wagen mit notdürftig hergestelltem Riemenzeug ziehen mußte. Selbst Männer spannten sich aus Mangel an Vieh in die Karren, um diese mühsam zu ziehen. Von dem Orte fünfwochentlichen Verweilens konnte der würdige Pfarrer nicht scheiden, ohne Gott für seinen gnädigen Schutz zu danken. Als alles zur Abreise gerüstet stand, hieß er die Leute zum letztenmale niederknien und wiederum erscholl aus aller Munde das Lobgebet zu Gott gegen den Himmel. Brausend durchschallte den Wald das jublierende alte Lied: "Großer Gott, wir loben Dich", und mancher hat unter solch seelischen Empfindungen und so dankbaren Herzens wohl nie das Lied gesungen.

Die Rückkehr zur geliebten heimatlichen Scholle beflügelte die Schritte von Menschen und Tier, doch dauerte sie trotzdem länger, als die Flucht vor 5 Wochen, weil die in den Wagen gespannten Leute zu oft rasten mußten und der Schnee hoch lag. Schon von weitem hörte man das laute Brüllen des herannahenden Viehes, als ob auch dieses die Bedeutung des Tages erkannt hätte.

Pfarrer Finck begab sich mit den beiden Schöffen Heinrich Keusch und Matthias Kaußen zum Abt von Cornelimünster und meldete ihm die Rückkehr in sein Pfarrdorf. Entsetzt vernahmen sie hier die zwar vorausgesehenen Verheerungen, womit der Feind Eilendorf und die Umgebung bedacht hatte, schieden aber mit Trostworten und Ermahnungen des Abtes, ihr Geschick mit Geduld zu tragen. Zur Linderung der Not gab die zwar auch ausgesogene abteiliche Kasse eine Summe Geld, die aber jedoch bei weitem nicht ausreichte. Zum Aufbau der Wohnungen gab der Abt das Bauholz aus dem abteilichen Wald frei.

Als die Heimkehrer nach fast 2stündigem Marsche von Cornelimünster aus dem Wald traten, da, wo jetzt noch die Apolloniakapelle steht und die ersten Häuser des Dorfes Broich (jetzige Umgebung der Bruchstraße) gewahrten, sahen sie schon die Spuren des furchtbaren Aufenthaltes der Kriegsscharen. Ja! Konnte man das noch Dorf nennen? Sah man doch kaum noch Spuren von Häusern. Hier und da waren kleine Berge von Lehm und Schuttgeröll, die mit hohem Schnee bedeckt einen trostlosen Anblick darboten. Dazwischen standen rauchgeschwärzte Mauerreste, auf denen der blendendweiße Schnee hell abstach. Die Kellerräume waren mit Schutt angefüllt. Das Balkenwerk war an den meisten Stellen nicht mehr vorhanden und hatte dem Kriegsvolk zur Schürung ihrer Lagerfeuer gedient. Beim Anblick der verwüsteten Häuser kam das Elend wieder mit aller Gewalt über die armen, obdachlosen

Heimkehrer. Die kahlen Wände, die zerstörten Herdfeuer und versengte, mit Mörtelresten übersäte Fußböden redeten eine zu deutliche Sprache des Vernichtetseins. Es erfüllte den Beschauer mit unendlichem Weh, auf den Trümmern seiner einstigen Habe zu stehen, auf denen vor seinem geistigen Auge wieder alles lebendig wurde, was vordem gemütlich und heimisch gewesen war.

Des Pfarrherrn trauriger Blick erhellte sich, als er weiterschreitend und ins Freie tretend, den hochgelegenen Kirchturm gewahrte und so atmete er erleichtert auf, wenn er sich auch angesichts der Haustrümmer sagen mußte, daß dort das Gotteshaus wohl nicht ohne feindlichen Besuch abgekommen sein mochte.

Das Kriegsvolk hatte alles Leben vernichtet, die letzten, in der Eile zurückgelassenen Kühe, Schafe und Schweine naturgemäß geschlachtet, fast alle Häuser in Schutt und Asche gelegt und die letzten Lebenden, ob Kind, Greis oder Greisin, ob krank oder gesund, erbarmungslos unter Mißhandlungen vertrieben und ihrem Schicksal selbst überlassen.

Pfarrer Fincks erste Schritte führten ihn zur Kirche, noch bevor er sich in seine Wohnung begab. Bevor er aber das Innere der Kirche betrat, sah er schon draußen auf dem Friedhof ein Bild fürchterlicher Verwüstung und Vernichtung. Also auch vor diesem pietätvollen Ort hatte die Zerstörungswut der Franzosen nicht haltgemacht, vor jenem Ort, auf welchem immer ein Hauch poesievollen Friedens und wehmütiger Verklärung lag. Die Blumen und Sträucher, welche ihre Wurzeln in die einst so warm pochenden Herzen der Toten schlugen und "ihr Lebensmark aus ihren Adern" saugten, waren ausgerissen und lagen verdorrt am Boden, zwischen umgestürzten, zerbrochenen Stein- und zersplitterten Holzkreuzen. Als letzte, stumm redende Zeugen aus der Zeit eines wilden Kriegsvandalismus sind noch 8 Steinkreuze erhalten

geblieben, die auf der Südseite der Kirche deren Eingang in würdevoller Weise flankieren. Es sind die Grabkreuze des Johann Kerren (Kehren) und seiner Frau Anna Olbertz, der Elisabeth Beier (Bayer), der Ehefrau Catharina Müllejans, des Leonard Lennartz, des Matthias Crewinkel und seiner Ehefrau, des Johann Meysz und seiner Frau Maria, der Elisabeth Merx, Reinhard Resselers ehelicher Hausfrau und ein Steinkreuz vom 3. Oktober 1661, dessen Inschrift der Zahn der Zeit vollständig verwittert hat. Möge keiner an denselben vorübergehen, ohne vor seinem geistigen Auge der Schrecknisse des Jahres 1678 zu gedenken.

Ferner erinnert uns noch das alte Wahrzeichen Eilendorfs aus der früheren Herrlichkeit, das auf riesenhaften Fundamenten ruhende, 1622 von dem Abte Hermann von Eynatten erbaute "Panee", das abteiliche Brauhaus und Gerichtsgebäude mit seinem nunmehr eingemauerten Schandpfahl, an jene Zeit. Sodann noch das alte Doppelhaus in der Steinstraße, das früher von den Geschwistern Kohl bewohnt wurde und endlich das zwar etwas spätere alte Königsschild des Schützen Johannes Gerhartz von 1687 (heute nicht mehr vorhanden).

Wie fand der Priester die geweihte Stätte Gottes selbst? Die schweren Eichentüren hatten den wuchtigen Schlägen nicht standgehalten. Sie waren zerschlagen und ausgebrochen und schaurig gähnten ihm die Türöffnungen entgegen. Mörtel und Steinbrocken lagen vor und in der Kirche. Er trat schweren Herzens ein. Dort bot sich ihm ein erschütternder Anblick. Er war allein in dem einstigen Gotteshause, das durch die fremden Kriegsscharen völlig entheiligt worden war, und mit einem schmerzlichen Aufschrei sank er auf die Knie, die Hände schluchzend vor das Gesicht haltend, seelisch und körperlich gänzlich zusammengebrochen. Dahin war alles, was der Opfersinn der Bürger aufgebracht, dahin alles, was er in 20 Jahren seiner Eilendorfer Wirksamkeit für das Gotteshaus

aufgebracht hatte. Er stand in einer verödeten Kirche. Alles wertvolle Mobiliar, nebst Chorgestühl für den Adel und die geistlichen Herren der Abtei waren aus der Kirche gewaltsam verschleppt und zerschlagen und hatten als Brennholz gedient. Die Paramente waren aus der Sakristei geraubt, da ja nicht alles mitgenommen werden konnte, überall lagen zerstreut umher Reste von Lagerstätten mit Unrat aller Art, in welchen Ratten ihr Unwesen trieben. Aufgescheucht durch den Tritt des einsamen Besuchers, huschten sie in den halbverfaulten Strohrefen umher. Die ewige Lampe war verlöscht, ja mit Gewalt heruntergerissen und geraubt. Als der Pfarrer sich dem Tabernakel näherte, erstarrte er ob des Frevels. Die Missetäter hatten dasselbe gewaltsam erbrochen und dieses, als sie dort nichts mehr vorfanden, in ihrer Wut buchstäblich zertrümmert und verunreinigt. Der Altar Gottes in dieser unflätigen Weise entheiligt!! O, diese Frevler!! Das ist der Krieg!! So werden Christenmenschen zu Wilden!! Die Feder sträubt sich, dies zu schildern.

Er verließ den Ort der Andacht, der nunmehr zu einer wüsten Stätte und zu einer Räuberhöhle gemacht worden war und begab sich schließlich in sein Pfarrhaus. Auch hier das gleiche Bild der Zerstörung, nur mit dem Unterschied, daß hier Hände am Werk gewesen waren, die bessere Arbeit getan haben, wie in der Kirche, weil diese Arbeit ja ihm besonders gegolten hatte. Während er auf den alten, bekannten Stiegen dahinschritt, sah er ein wüstes Chaos, denn die Möbelstücke waren fast sämtlich verschwunden und das Pfarrarchiv vollkommen vernichtet. Schon kurz nach seinem Wegzuge hatte er zu seinem großen Leidwesen das "liber defunctorum et anniversarium", das Sterbe- und Stiftungsregister vermißt und stellte jetzt fest, daß es vernichtet oder geraubt worden war. Diese unersetzlichen Zeugen für unsere Jetztzeit sind nicht mehr wiedergefunden worden, sie gaben Zeuge von der Zeit vor 1667.

Wie dem Pfarrer, so erging es auch den Bürgern. Händeringend standen sie vor den Trümmern ihrer Wohnungen und waren schier ratlos. Die Not und die Entbehrungen eines langen Winters inmitten dieser Trümmer schwebten ihnen vor Augen, was ihnen vollends jeden Mut nahm, überall herrschte Totenstille zwischen den Ruinen.

Doch wieder war es Pfarrer Finck, der tröstend und ermutigend zu ihnen trat und immer wieder war es seine Stimme, selbst bis ins Innerste tief betrübt und erschüttert, die zur Aufraffung aller Tatkraft mahnte, da mit solcher Ratlosigkeit und Niedergeschlagenheit ihre Häuser nicht wieder hergestellt werden könnten. Die Kosten des Aufbaues und der Ausbesserung des Pfarrhauses, des Stalles und der Scheunen bestritt er hauptsächlich aus eigenen Mitteln und ging so den Pfarrkindern mit bestem Beispiel voran. Auch stiftete er laut seinem Testament ein Jahrgedächtnis und 50 Taler "zu einer beihülff der olei in der Kirchenlamp vor dem hochwürdigen Sakrament des Altares" sowie ferner "200 Taler zur Abhaltung einer Frühmesse". Die Mitteilung des Pfarrers, die Kosten für das Pastorat selbst zu tragen, erfüllte die Einwohner mit neuem Mut. Wie eilig hatten sie es jetzt auf einmal, die Heimatscholle, von der im buchstäblichen Sinne oft nichts mehr zu sehen war, wieder zu betreten, um sich da anzubauen, wo sie ihre Jugend verlebten und von wo sie die Kriegsgeißel vor nicht langer Zeit aus tiefstem Frieden vertrieben hatte. Nunmehr trugen sie ihr Leid still und stark. Doch der Gedanke, daß sie nicht allein seien, sondern umgeben von gleichstrebenden und gleichleidenden Mitmenschen und Nachbarn, die wie sie geduldet und gelitten hatten und nun wieder hoffen durften, gab ihnen Mut und Schaffensfreude zurück. Sie setzten sich wieder in ihren Häuserresten fest; der verschüttete Keller wurde zuerst

von Schutt gereinigt und dann als grabähnliche Wohnung bezogen.

In dem Dorfe ging es bald wieder munter und rüstig zu, doch war ihnen der einsetzende strenge Winter sehr hinderlich. Aber was beginnt der Mensch nicht, um ein schützendes Obdach zu haben, die Not bricht Eisen und vollbringt auch Wunder der Nächstenliebe und Taten des Heroismus, wie unsere Vorfahren zur Genüge bewiesen haben. Nach Fertigstellung der notdürftigsten Kellerunterkünfte, um in etwa gegen die Unbilden der Witterung geschützt zu sein, fingen sie in den nächsten Tagen an, die Häuser neu zu bauen. Da gab es ein Hacken, Hämmern, Zimmern und Pliestern, resp. Verdichten der Wohnungen. Es waren vorerst Häuser, wie sie die Köhler oder Holzhauer im Walde zu bauen pflegen. Mit den mitgebrachten Werkzeugen, denn die zurückgelassenen waren von den Soldaten vernichtet oder verschleppt, fällten sie Tannen, stellten sie zusammen und füllten die Fugen mit Lehm und Moos aus. Geld zu neuen Werkzeugen war nicht vorhanden. An einer Stelle ließen sie eine Lücke als Tür und eine andere als Fenster und polsterten das Innere gegen die Unbilden der Witterung mit Laub und Gras aus, das ihnen aber des Winters wegen oftmals schwer fiel im Walde zu finden. Erst das Bewohnen dieser Unterkünfte mußte die Innenpolsterung trocknen. Im Vergleich zu den schwarzen Winkeln, in denen die Verbannten bisher im Walheimer Wald gehaust hatten, waren diese einfachen Tannenhütten behaglich zu nennen. Noch immer fiel dichter Schnee, so daß der Verkehr mit den Nachbarn und Nachbarorten gänzlich aufhörte. Aber in den Hütten schlugen fromme Herzen. Die Spinnräder schnurrten und die Männer saßen, wenn das Tageswerk getan war, mit tönernen Pfeifen zusammen und erzählten sich von den überstandenen Drangsalen der letzten Zeit und von ihren frohen Hoffnungen. Die Leute freuten sich, daß nun die Quälerei

ein Ende hatte und waren erfüllt mit einem Gefühle der Zufriedenheit darüber, daß sie wieder zu Hause waren und die alten lieben Gesichter sehen konnten. Der Pfarrer und mit ihm sein Berater waren täglich unter ihnen, überall ermutigend und ermunternd durch ein freundliches Wort und beratschlagten mit ihnen den Neubau der Häuser, die Anpflanzungen der Bäume und die Neubewirtschaftung der zerstampften Gärten und Felder im kommenden Frühjahr. An Brot und anderen Lebensmitteln fehlte es ihnen dank des geretteten Geldes im Winter nicht so sehr, als man gedacht hatte, ebensowenig an Viehfutter, denn die wohlhabenderen Dorfeingesessenen hatten aus dem Jülich'schen her für alles Sorge getragen.

Schon ist die Christnacht da und bitter kalt. In makelloser Reinheit breitet sich der weiße Hermelin des Winters über die verödeten Stätten menschlicher Wohnungen, über die Eilendorfer Höhen und Täler und der Mond gießt ein geheimnisvolles Licht darüber aus. Die Fenster der notdürftig wieder hergestellten Kirche sind hell erleuchtet und an der heiligen, vor kurzer Zeit entheiligten, jedoch wieder gesegneten Stätte wird zu mitternächtlicher Stunde das Andenken an die gnadenreiche Menschwerdung Christi gefeiert. Welch weihevollen Stimmung erfaßte diesmal die Gläubigen nach den überstandenen Leiden und dankbar waren sie ihrem Gott. "Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden" klang die noch kraftvolle Stimme des alten Pfarrers; "möge der Herr uns als Weihnachtsgabe den Frieden schenken und ruhigere Zeiten, wie traurig wir auch in diesem Jahr das Fest verbringen müssen". In dieser Christmette empfanden alle Gläubigen im tief innersten Herzen, daß der alte Gott noch lebte und ihnen Balsam in die Herzen träufelte.

Als nun endlich der Frühling 1679 wieder einzog, fand er fröhliche und emsige Arbeiter vor, die durch Not und Sorge nicht geschwächt waren und unter Lerchenjubil

griffen sie zu den Geräten und Segen ruhte auf ihrem Wirken. Allerorts entstanden auf den Trümmern wieder strohbedeckte Steinhäuser. Der Mörtel hierzu mußte aus dem entfernten Stolberg und Cornelimünster herbeigeschafft werden, da die Eilendorfer Kalköfen seit Oktober 1678 still lagen und der fertige Kalk durch die Nässe verdorben, auch teilweise entwendet worden war. Die Hütten verschwanden, neue Brunnen wurden angelegt und alte gereinigt. Die Frauen bearbeiteten wieder die Gärten und die Männer die Felder; auch ging jeder wieder seiner alten Beschäftigung nach. Die Kirche war nach einigen Jahren wieder mit neuem Gestühl versehen, nachdem in der ersten Zeit einfache Tannenbänke dienen mußten, denn das Volk hatte zuerst nicht die Mittel zur Aufbringung der Kosten eichenen Gestühls.

Pfarrer Fink lebte noch bis 1705, dann aber gab der vielgeprüfte, aber auch vielgeliebte Herr der Erde zurück, was er von ihr empfangen und starb im Alter von 73 Jahren, nach 47-jähriger segensreicher Tätigkeit in Eilendorf. Das ganze Dorf geleitete die sterbliche Hülle der Verblichenen zur Gruft auf dem Kirchhof und beweinte und betrauerte ihn ehrlich als seinen guten Hirten, der bei ihnen ausgeharrt hatte in Freud, aber auch in Leid. Ehre seinem Andenken noch nach so langer Zeit.

Noch lange erzählten die Eltern ihren Kindern und Kindeskindern von den einst ausgestandenen Leiden, bis die Zeit einen sagenähnlichen Mantel um sie legte und schließlich die Erinnerung daran gänzlich verblaßte.

Möge unserem heutigen Eilendorf durch Gottes Hilfe und Gnade das Leid von 1678 in der Zukunft erspart bleiben.

Diese Erzählung wurde von Heinrich Martin Carl Schiffers, in Eilendorf kurz H.M.C. Schiffers genannt, verfasst. H. M.C. Schiffers wurde am 30. Januar 1875 in Aachen geboren und starb am 12. März 1944 in Eilendorf. Er war eine Eilendorfer Institution und trotz der ihn getroffenen Schicksalsschläge auf vielfältige Weise für seine Eilendorfer Mitbürger engagiert.



Den vorliegenden Bericht wird er sicher in dichterischer Freiheit ausgeschmückt haben. So ist es für mich kaum vorstellbar, dass der berühmte und wegen seiner Grausamkeit berüchtigte Marschall Luxemburg, der 1676 an die Spitze der französischen Rheinarmee gestellt wurde, damals auf dem Feldzug gegen die Niederlande unter Wilhelm III von Oranien sein Quartier in Eilendorf aufgeschlagen haben sollte. Jedenfalls war das in der Geschichte Aachens nur als Randnotiz erwähnte Winterquartier der französischen Truppen vom 12. Oktober 1678 bis 5. Februar 1679 für Eilendorf eine Katastrophe,



Marschall de Luxembourg